

Sechster Sonntag der Osterzeit, 26.05.2019, Benediktshof

Einführung

Johannes, der Seher auf Patmos, zeigt uns heute in visionär-poetischer Schaut die Stadt, wie sie „von Gott her aus dem Himmel herabkommt, erfüllt von der Herrlichkeit Gottes. Sie glänzt wie ein kostbarer Edelstein, wie ein kristallklarer Jaspis.“ In ihr gibt es keinen Tempel, es braucht keinen zu geben. „Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm. Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm“ (Offenbarung 21,10-11.22-23, zweite Lesung).

Werden wir, wird die Menschheit nachhause kommen, werden wir ein neues Zuhause finden in einer solchen Stadt Gottes? Meine Zweifel daran nahmen nicht zu, sie wurden sogar schwächer, als ich am Freitagmorgen an meinem Schreibtisch saß und an meiner Predigt arbeitete. Da zog ein nicht enden wollender Zug von Schülerinnen und Schülern an unserm Haus vorbei, unterwegs vom Prinzipalmarkt zum Schlossplatz. Immer wieder hörten wir diesen Sprechchor:

„Wir sind hier, wir sind laut, / weil man uns die Zukunft klaut.“

Auch mit ein paar stillen Augenblicken am Anfang unseres Gottesdienstes können wir uns diesem Hilferuf anschließen.

Predigt (Apostelgeschichte 15,1-2.22-29; Offenbarung 21,10-14.22-29; Johannes 14, 23-29)

Die große Erleichterung, die sich in der Frühen Kirche beim sogenannten Apostelkonzil einstellte – davon erzählt heute die erste Lesung. Judenchristen der jungen Gemeinde in Jerusalem öffnen sich für Menschen, die ganz anders sind, unbegreiflich fremd sogar in ihrer kulturellen und religiösen Eigenart. Denn denen fehlt, was für Menschen in Judäa selbstverständlich vertraut ist, vorrangig wichtig: auf jüdische Weise zu leben und zu glauben.

Darüber hatte es auch unter Judenchristen Streit gegeben. Mitglieder der Jerusalemer Gemeinde waren nach Antiochien gekommen. Sie treffen Nichtjuden, die zur dortigen christlichen Gemeinde gehören. Einige Besucher aus Jerusalem fordern, männliche nichtjüdische Christen müssten beschnitten werden. Diese Judenchristen können sich Nachfolge Jesu ohne dieses grundlegende Bundeszeichen des Gottesvolkes Israel nicht vorstellen.

Nach großer Aufregung und heftigen Auseinandersetzungen wird in Jerusalem eine Versammlung einberufen. Zusammen mit den Vertretern der christlichen Gemeinde in Antiochien finden die Apostel, die Ältesten und die ganze Gemeinde schließlich eine Lösung des Konflikts. Die bleibt vorbildlich, ermutigend, ein Hoffnungszeichen – gerade auch in unserer Welt mit ihren vielfältigen Unterschieden und Gegensätzen. Die werden ja immer noch und immer wieder erbittert ausgefochten – oft genug mit Waffengewalt.

Die Kompromissformel, auf die man sich vor so langer Zeit in Jerusalem einigte, hat nicht nur ein damaliges Problem behoben. Sie hat Weichen gestellt für den Weg des Christentums durch die Jahrhunderte und wirkt sich bis heute aus. Wäre sie nicht zustande gekommen, gäbe es uns hier heute wohl nicht: Menschen, die Christen sein können, ohne die jüdische Glaubenspraxis angenommen zu haben.

So über den eigenen Schatten springen – die Mehrheit der Judenchristen in der Frühen Kirche konnte das, weil sie dem Beispiel Jesu folgte. Er hatte mit Zachäus, einem reichen Zollpächter im Dienst des römischen Besatzungsregimes, nicht nur gesprochen, sondern sich vom ihm auch nach Hause einladen lassen. So gut hatten sie sich verstanden, dass Zachäus anschließend wie ausgewechselt erschien, ein anderer, ein neuer Mensch. Ähnliches ereignete sich, als ein römischer Hauptmann zu Jesus kam. Von ihm war Jesus so beeindruckt, dass er nach dieser Begegnung sagte: „Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemandem gefunden“ (Matthäus 8,10). Jesus, der sich nur wundern kann über den Glauben, den er im eigenen Volk vermisste – darin zeichnen sich schon die Offenheit und die Weite ab, die sein letzter Auftrag in den Blick nimmt. So nimmt er Abschied: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung!“ (Markus 16,15).

Jesu gute Botschaft, er als gute Botschaft ist also nicht nur für Juden und alle anderen Menschen bestimmt. Sie soll die ganze Schöpfung erreichen, sie aufleben lassen. Eine Evangelisierung, die der ganzen Schöpfung guttut – wie wunderbar wäre es, wenn wir Menschen jetzt dazu umkehrten, angesichts der Gefahren des Klimawandels und anderer globaler Bedrohungen!

Nach Jesu Tod war Petrus einem anderen römischen Hauptmann, Kornelius, begegnet. Petrus hatte lange gezögert, diesen Mann in die christliche Gemeinde aufzunehmen, ihn zu taufen. Schließlich war ihm aber aufgegangen, hatte er begriffen, „dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist (Apostelgeschichte 10, 34-35).

Auch beim sogenannten Apostelkonzil in Jerusalem zeigt Petrus sich überzeugt: es ist Gott, der die Entscheidung getroffen hat, „dass die Heiden ... das Wort des Evangeliums hören und zum Glauben gelangen sollen. Und Gott“, sagt er weiter, Gott, „der die Herzen kennt, hat dies bestätigt, indem er ihnen ebenso wie uns den Heiligen Geist gibt. Er macht keinerlei Unterschied zwischen uns und ihnen; denn er hat

ihre Herzen durch den Glauben gereinigt. ... Wir glauben ... durch die Gnade Jesu ... gerettet zu werden, auf die gleiche Weise wie jene.“ (Apostelgeschichte 15,7-11)

Nach dem Bild seines Schöpfers erneuert kann jede und jeder den alten Menschen mit seinen Taten ablegen und den neuen Menschen anziehen. „Da gibt es dann nicht mehr“, schreibt Paulus im Kolosserbrief, da gibt es nicht mehr „Griechen und Juden, Beschnittene und Unbeschnittene, Barbaren, Skythen, Sklaven, Freie, sondern Christus ist alles und in allen“ (Kolosser 3,11). Und schließlich soll es, steht im Epheserbrief, schließlich soll es keinen Fremden mehr geben ohne Bürgerrecht, sondern nur noch Mitbürger und Hausgenossen Gottes (siehe Epheser 2,19).

Die judenchristliche Urgemeinde in Jerusalem wollte das Schönste, das Liebste, das ihnen das Leben schenkte, nicht für sich behalten. Die Begegnung mit Jesus – diesen Schatz haben sie auch anderen gegönnt. Sie wollten ihn teilen, auch mit wildfremden Menschen. Wie hat er sich beim Teilen vervielfältigt – dieser Schatz, dieses höchste Gut!

Schade ist, dass die Gemeinschaft der Judenchristen mit ihrem eigenen Profil und ihrem besonderen Beitrag zum Glaubensleben der Kirche bald nach dem geschichtsträchtigen Treffen in Jerusalem verschwunden ist. Ihr Untergang gehört zu den Kollateralschäden der römischen Großmachtpolitik. Es lässt sich nicht ermessen, wie groß dieser Verlust ist. Der Kirche Jesu hätte es sicher gut getan, wenn diese Spielart des Christlichen, die judenchristliche, länger bestehen, sich weiter hätte entfalten und einbringen können.

Auch deswegen freut es mich, dass ich einer jüdischen Stimme das Schlusswort unserer Besinnung an diesem Sonntag überlassen kann. Vor ein paar Tagen, gerade im rechten Augenblick, stieß ich auf Jehuda Amichai. Ich kannte ihn bisher nicht. 1924 ist er als Ludwig Pfeuffer in Würzburg geboren. Im Jahr 1935 gelang ihm und seinen Angehörigen die Flucht nach Palästina. In Israel und weit darüber hinaus wurde und wird er, der im Jahr 2000 in Jerusalem starb, als Schriftsteller, als Dichter hoch geschätzt. Einfach und klar hat er zum immer noch ungelösten Grundkonflikt seines Landes Stellung genommen: „Wir Israelis“, sagt er, „wir Israelis sollten nicht über Menschen herrschen, die nicht von uns beherrscht werden wollen“. Von dieser Einsicht ließ sich auch die Mehrheit der Judenchristen damals in Israel leiten: „wir sollten nicht über Menschen herrschen, die nicht von uns beherrscht werden wollen“

Die Sehnsucht nach einer Geschwisterlichkeit über Grenzen hin atmet auch in diesem Gedicht von Jehuda Amichai. Ich spüre hier das Wehen desselben Geistes, der damals Judenchristen in Jerusalem den Mut gab, die Festung der Rechthaberei zu verlassen, wie Moses und die Seinen auszuziehen, und aufzubrechen zum Land der Freiheit.

An dem Ort, an dem wir recht haben,
werden niemals Blumen wachsen
im Frühjahr.

Der Ort, an dem wir recht haben,
ist zertrampelt und hart wie unser Grund.

Zweifel und Liebe aber
lockern die Welt auf
wie ein Maulwurf, wie ein Pflug.

Und ein Flüstern wird hörbar
an dem Ort, wo das Haus stand,
das zerstört wurde.

(Das Gedicht und das vorher wiedergegebene Zitat finden sich im Buch von Hans Magnus Enzensberger, Überlebenskünstler. 99 literarische Vignetten (Berlin 2018), S. 318)

Schlusswort

Johannes, Verfasser des Buches Offenbarung, sieht von Gott her einen neuen Himmel und eine neue Erde herabkommen. Hoffentlich werden auch wir die Erde, unsere Erde noch neu empfangen. Nicht als etwas, das wir uns nach unserem Gutdünken aneignen, zunutze machen, ausbeuten – sondern als Geschaffenes, als Geschenk – Wohnung Gottes unter den Menschen, aber Wohnung auch für all die anderen Wesen – eben: Himmel auf Erden.

Heinz-Georg Surmund